

(Nachdruck verboten.)

## 1) Das Angeborene.

Eine Erzählung von J. J. David.

Das Sprechzimmer der Realschule war gesteckt voll. Denn das Wintersemester ging zu Ende und so hatten viele das Bedürfnis, sich noch einmal Bescheid über das wahrscheinliche Geschick ihres Bubens zu holen, es vielleicht durch Bitten oder Vorstellungen noch vor der Schicksalsstunde ins Günstige zu kehren.

Es ist erstaunlich, wie sinnreich Eltern aus solchen Anlässen zu werden pflegen. Sie haben Beredsamkeit, ganz merkwürdige Einfälle, einen großen Reichtum an wirksamen, ja schlechterdings zwingenden Gründen, die allerdings leider nur zu oft durch Wiederholung verfliegen, für so neu und unwiderleglich sie die auch halten mögen, die sie aus tiefster Ueberzeugung vorbringen. Das Geschlecht der Mittelschullehrer ist nun einmal hartherzig und wird frühzeitig abgestumpft.

Einen Gegner aber fürchtet es dennoch, weil es ihn aus manchem harten, oftmals ganz wider Erwarten endenden Strauß kennt; diese sind die Mütter. Sie kämpfen mit einer großen Zähigkeit, ohne jede Rücksicht auf die beschränkte Zeit des Hörenden oder auf die übrigen, die ein gleiches Anliegen hierhergeführt hat. Den Gegner, den sie nicht gewinnen können, womit sie es am liebsten vorerst probieren, den möchten sie übermüden und so zu einem Zugeständnis verlocken. Die Gabe des Wortes, die ihnen von Geschlechts wegen zukommt, steigert sich ganz unglaublich. Alle ihre Klünste versuchen sie: Anmut und verheißendes Lächeln in jüngeren, Würde und ihren Nachdruck in reiferen Jahren.

Inzwischen erharren die Herren Jungen auf dem Gange ihren Bescheid. Mehr oder minder beklommenen Gewissens; denn irgend etwas, wovon er nicht wünscht, es möchte aufkommen, hat so ein richtiger Bengel doch immer auf dem Kerbholz; etwelche Geheimnisse schweben immer zwischen Schule und Haus. Wenige Schritte sind zu tun und sie bringen wunderliche Wandlungen der Gesinnung hervor. Das hoffnungsvolle Kind, für dessen Vortrefflichkeit und höchst verheißende Begabung kaum noch mit dem Ton der innigsten Zuerberichtigung und Gläubigkeit gekämpft worden war, dessen Zukunft so Unsägliches für die Gesamtheit versprach, erhält Titulaturen zugelüftet, die ihm gegenüber sonst niemand ohne strafrechtliche Abhandlung gebrauchen dürfte. Wlode werden wie Lanzen geschleudert und Sandbewegungen getan, die unter anderen Verhältnissen an sich schon klagbar wären; Dialoge spinnen sich an, die sehr erregt und dennoch leise auf der Straße in mystischen Drohworten weitergeführt, zu Hause fortgesetzt werden und zu ziemlich gestörten Mittagsmahlzeiten führen, bei denen niemand Hunger hat, als dem er von Rechts wegen für einige Zeit vergehen mußte.

Der Mann in der Uniform eines Eisenbahndieners wartete geduldig und dennoch aufgeregt, bis die Reihe an ihn kam. Um ihn schwirren die Stimmen und jedes Wort, das ihm vernehmlich wurde, tat irgend eine Wirkung auf ihn. Er schüttelte bei schlechten Auskünften bekümmert den Kopf; er lächelte vergnügt und innig mit seinem sehr breiten Mund; er nückte seine Dienstmütze als Ausdruck seiner Stimmungen, hob sie und ließ sie ganz niedergeschlagen zu Boden sinken. Er war eher häßlich als sonst was; ziemlich kräftig, mit einem sehr hellen Gesicht und vielen Sommersfleden darin; das Haar mochte vordem strohfarben gewesen sein, ehe es ganz ergraut war. Sein Alter zu bestimmen, war völlig unmöglich. Man hatte keinen rechten Eindruck von ihm und hätte ihm tausendmal begegnen können, ehe man sich sein Gesicht merkte. Nur die Augen waren schön; sehr hellblau und dennoch sanft und sprechend, wirkten sie doppelt, nachdem sie fast keine Wimpern verschatteten. Endlich trat er auf einen der Herren zu und er tat einen tiefen Diener und sagte:

„Ich bin so frei und ich komme wegen Gregor Gazda, Herr Professor.“

„Wegen Ihres Jungen?“

„Wegen Gregor Gazda.“

Der Herr Professor lächelte: „Gregor Gazda? Er ist weiter brav.“

„Bei allen Herren brav?“

Und er hielt die rechte Hand vor das Ohr, als dürfe ihm kein Laut entgehen und atmete hastig.

Der Professor blätterte eifertig und ziemlich gedankenlos in seinem Katalog:

„Es ist keine Klage über ihn. Freilich, seine Klasse taugt gerade nicht viel. Ziemlich viel Lausbuben,“ der Mann knickte zusammen, als legte ihm jedes Wort ein Gewicht auf. „Aber Gregor Gazda ist fleißig“ — er begann sich wieder aufzurichten — „und wird wahrscheinlich wieder Vorzugsschüler. Ein sehr ordentlicher Junge, aus dem schon was werden wird. Er macht auch im Deutschen sehr schöne Fortschritte. Das war bei ihm die Hauptschwierigkeit.“

Der Mann wagte ein sehr sanftes und glückliches Lächeln: „Natürlich war das bei ihm Hauptschwierigkeit“ — er buchstabierte das Wort ordentlich, damit er es ja behalte. „Und dasselbe hab' ich ihm auch gesagt — weiß ich nicht einmal wie oft, daß ich's ihm hab' gesagt. Sehr dankbar mußt du sein zu den Herren Professoren, hab' ich ihm gesagt, welche so gut zu dir sind und sich so mit dir plagen. Denn du warst ein ganz dummer Bub, wie du hergekommen bist und hast nichts gewußt und nichts gelernt. Woher auch? Oder von wem denn? Und du mußt ihnen die Hand küssen in Gedanken, weil sie sich's in Wirklichkeit nicht lassen, und mußt für sie beten, sag' ich ihm. Verstehst? Weil sie doch einen Menschen aus dir machen. Aber sie sind heutigentags nicht mehr so,“ und er schüttelte in inniger Betrübniß den Kopf, „vielmehr — ganz anders sind sie.“

„Das sind sehr löbliche Gesinnungen,“ meinte der Professor schon sehr abgepannt. „Aber der Junge ist auch wirklich brav.“

„Ist er kein Kaufer nicht? U. . . nicht Dickhädel?“

„Nein. Es ist durchaus nicht zu klagen.“

Ein ungläubiges und dennoch sehr seliges Lächeln: „Nicht weil ich ihn loben möcht' — aber das ist doch wirklich zum Staunen, Herr Professor! Wo er es zu Hause doch nicht hat wie andere Kinder. Nämlich, wo wir doch kein Weib nicht haben, und ich hab' Dienst, einen Tag um den anderen, und kann nicht achtgeben auf ihn, wie man soll, damit so ein Bub nicht Streich macht, und er kommt zu mir auf die Bahn und wir essen zusammen unser bißchen Essen, und er hat gar keine Hilfe, außer was ich gelernt hab' und kann's ihm zeigen. Und das ist wenig, Herr Professor! Denn ich kapier' nicht mehr leicht und sonst was hat unsereiner gelernt und was weiß er? Mir hat er gelernt und wissen tut er also das nämliche. Und wenn ich nach Hause komm' — no so bin ich ihm vielleicht gar im Weg, weil ich müd bin und ich muß schlafen, wenn er vielleicht gerade laut lernen möchte, und er ist sehr flug und weiß, ich brauch meine Ruh auch. Und . . .“

Die Glocke zerkerte, und auf dem Gang erhob sich der Tumult eifertiger und trappelnder Knabenfüße, aufgerissener und hastig zugeschlagener Türen. Er brach erschrocken ab, mitten im Satz: „Bitt' ich um Verzeihung,“ dienerte abermals und ging.

Der Professor sah ihm lächelnd nach. „Ein komischer Kauz,“ dachte er sich. „Das sprudelt doch nur so aus ihm, und er ist doch kein Schwächer. Und was es für eine Bewandnis mit dem Bubens haben mag? Daß er doch nie nach seinem Sohn fragen kommt, immer nur nach Gregor Gazda? Na — es wird seinen Grund haben und geht mich endlich nichts an.“

Er räfelte sich ein wenig, gähnte und schlenderte langsam seiner Klasse zu.

Unten auf der Gasse aber wartete der Mann, bis die Schule zu Ende war. Jeden Lehrer, der aus dem Hause trat oder hineinging, grüßte er tief und respektvoll. Er war in sonderlichen Gedanken: tief und fröhlich. Einen Virginia-Stummel suchte er aus seiner Brusttasche, wickelte ihn aus vielem Zeitungspapier, betrachtete ihn höchst liebevoll, zündete ihn an und tat einige Züge aus ihm, um ihn dann wieder ausgehen zu lassen. So verlängerte er sich kunstvoll den Genuß, der zu kostspielig war, als daß man sich ihm so ohne weiteres hätte hingeben können. Die Stunde verging. Die

Strasse, die so lange so still gewesen, begann von eitel Jugend zu schwärmen. Endlich kam der Knabe, auf den er gewartet. Ein sehr umständliches Abschiednehmen von einem Kameraden zuvor; ein gnädiger Gruss über die Gasse hinüber, ehe er auf den Harrenden zukam, der ihn mit innigem Vergnügen aus der Entfernung betrachtet hatte. Er war doch ein hübscher Junge; schlussblond, zierlich und dennoch kräftig; nur mit sehr lebendigen braunen Spitzbubenaugen, die immer rundum gingen und nicht ein noch so kleines Weilchen ruhig waren. Und angezogen war er doch, als wär' er eines Obergeringieurs und nicht eines armen Dieners Kind. Und wie ihm nur alles zu Gesicht stand! Der Winterrock war freilich ganz neu; und das frische Knabengesicht sah unter der braunen Pelzmütze so hoffnungsvoll und unternehmend in die Welt! Die beiden gingen eine Weile schweigend nebeneinander; nur manchmal, lachend, strich der Diener dem Knaben über's Gesicht. Endlich: „Du darfst Dir heute zu Mittag was Gutes wünschen, Gregor. Die Professoren sind recht zufrieden mit Dir.“

„Recht? Ich möcht' wissen, mit wem sie sie's besser sein können. Du hättest Dir den Weg sparen können.“

Noch klang die Betonung des Slawen vor; aber schon versuchte sich der Junge in der weicheren, wienerischen Mundart.

„Ja,“ der Alte fiel in Rummernis, „aber Deine ganze Klasse taugt nicht viel, sagt der Herr Klassenvorstand.“

„Dafür kann ich doch nichts,“ entgegnete der Junge.

„Ja — aber Du mußt noch braver sein, Gregor. Denk' Dir nur, wenn ich hätte das Glück und Du könntest vielleicht gar einmal wirklich Professor werden.“

Er war ganz Andacht und Verwunderung über eine solche Möglichkeit.

„Na — die werden auch einmal Buben gewesen sein,“ lachte Gregor und ließ seine munteren und beweglichen Augen schweifen. Denn es war ein heller und blanker Wintertag, an dem die Welt aussieht, als wär' in ihr ein großes Scheuerfest gehalten worden und nun funkelt alles vor Reinlichkeit.

Der Schnee flirrte und die Sonne war hell; und ein klingender Frost war, und die Wagen knirschten, wenn sie die Strasse durchfuhren. Dazu Aussicht auf ein gutes Zeugnis, auf famose Eisbahn, auf ein gutes Mittagessen. Er schlenterte mit seinem Bücherriemen vor innerer Vergnügbarkeit und rief manchmal einem Kameraden einen Gruss zu, aber wie einer, der weiß, es ist eine Auszeichnung, mit wem er verkehrt, und es wird auch so aufgenommen. Immer ward herzlich gedankt. Der Alte freute sich sehr darüber. Denn ihm war das ein Beweis, daß sein Gregor was galt, und daß man ihm zugetan war. Und so gingen sie, im letzten Grund zwei glückliche Menschen, heim durch den floedenstiebenden und hellen Wintertag.

Hinter dem Franz Josefs-Bahnhof steht noch ein letztes, wunderliches Stückchen Wien. Mit engen Gäßchen, auf denen die Kinder unbekümmert spielen können, als wären sie in einem Dorf und nicht in einer Großstadt.

Noch hat sich die Straßenbahn hier nicht gewaltsam den Pfad gebrochen. Nur ein Streifswagen fährt manchmal mit schwerem Gerumpel durch, zwischen den Häuschen, die niedrig und bunt getüncht sind. Die Kirche in ihrer Mitte ragt wirklich beherrschend auf über diese schmalen und verworrenen Gäßchen, ist der Mittelpunkt dieses Dörfchens, das kleine Leute bewohnen, ganz für sich, unter anderen Gewohnheiten und Bedingungen des Lebens, als die sonst in der großen Stadt gültig sind.

Am Donaukanal, auf den Anlagen um den Bahnhof, vergnügt sich die Jugend, die sich als Stamm für sich, mit einer eigenen, sehr reichen Mundart empfindet. Noch werden hier zahlreiche Singvögel gehalten und zwitschern an linden Abenden vergnüglich durcheinander. Hier gibt es noch große Tore. Biemliche Hofräume, in denen das Geflügel sein Wesen treibt; Treppen, ausgetreten und Hühnerleitern ähnlich, die zu dem ersten und einzigen Stockwerk führen. Beschränkte Wohnräume.

Schon erhebt sich da und dort am Rande dieses Eilandes eine Mietskaserne und blickt hoffärtig nieder in das Gewimmel unter ihr. Aber noch bestehen billige Mieten; noch ein sehr freundschaftliches Verhältnis zwischen Mietern und Hausherren, die noch mit der ganzen Seele an ihrem Besitz hängen und alles daran wenden, das Häuschen, das den Ertrag der eigenen oder der Lebensarbeit der Ahnen darstellt, so schmutz und heimelig zu erhalten, wie nur möglich.

Hier wohnte Gregor Gazda der Ältere seit vielen Jahren und genoß allgemeine Achtung als ein stiller Mann, der nur

für sich lebte, von keinem was wollte, niemandem etwas schuldete und ganz ohne Dünkel war; der gerne Freundlichkeiten, ja nach seinen Mitteln Dienste erwies. Hierher hatte er seinen Jungen gebracht aus dem mährischen Dorf, das ihrer beider Heimat gewesen.

Er hatte keine näheren Freunde, kaum einen Umgang, nicht einmal unter seinen engeren Landsleuten, deren einige gleichen Dienst mit ihm taten und etwas von seiner Vergangenheit und ihren Schicksalen wußten. Er selbst kam nie darauf zu sprechen. Er hatte vordem schon selten genug mitgetan, wenn sie ins Wirtshaus oder sonst in eine Unterhaltung gingen. Nachdem er sich den kleinen Gregor geholt, schloß er sich noch mehr ab. Er sparte jeden Heller und man schalt ihn dennoch nicht geizig, obwohl man bestimmt wußte, daß er einiges Vermögen habe.

An seine Wohnung wendete er manches. Die war sehr sauber und gut eingerichtet und ihm fiel immer wieder was ein, damit man sie behaglicher und seinem Buben, der nun einmal leider Gottes keine Mutter mehr hatte, wohllicher machen konnte. Er hielt sich eine Menge Blumen und gärtnerische sehr geschickt und sinnreich herum. Es waren ganz weibliche Talente in ihm; und man bespöttelte ihn dennoch nicht zu sehr. Ganz glücklich war er, wenn er, den Dienst hinter sich, zu Hause saß, dem Jungen gegenüber, der so ernst und wiederum so leicht lernte, daß es eine Freude war. Er horchte andächtig und mit der Miene bölligen Verstehens den fremden Worten oder den rätselhaften Formeln, die sich der einprägte, und nickte sehr beifällig mit dem Kopf, wenn er endlich seine Lektion herunterchnurrte, daß es nur so eine Lust war. Denn er hatte ein famoses Gedächtnis, der Bursche, und das Bernen machte ihm wirklichen Spaß. An freien Tagen ging er gerne mit dem Buben spazieren. Er versuchte alsdann ein gebildetes Gespräch mit ihm zu führen. Das bekam ihm übel genug; denn der Knabe merkte bald, wie unzulänglich die Kenntnisse seines Begleiters seien, war stolz auf seine junge Schülerweisheit und duldete keinerlei Abweichung davon. Etwas Rechtshaberisches hatte er immer an sich, das Musterschüler oftmals so unelidlich macht. Es verletzten den anderen häufig und er ließ es sich dennoch gefallen, ja nachmals, wenn er sich die Dinge zurechtlegte, so hatte er seine Freude damit, wie treffend und bestimmt der Junge zu antworten wußte. Tausendmal demütigte er sich in seinen Gedanken vor ihm, der ihm tief verpflichtet hätte sein müssen, und oft und oft schien es ihm genug, daß sich der kleine Gregor seine große Liebe eben nur gefallen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Lütticher Weltausstellung.

### IV.

Im Boverie-Bezirk, dem aus dem Jardin d'Acclimatation und dem Parc Public bestehenden parkartigen Teil des Ausstellungsgeländes, haben inmitten prächtiger alter Baumgruppen die französischen Kolonien und die kleineren Balkanstaaten ihre malerischen Pavillons errichtet. Wie in der Abteilung Japans deutlich das Bestreben dieses Staates hervortritt, sich zur Geltung zu bringen und zu zeigen, daß er nicht nur auf den mandchurischen Schlachtfeldern, sondern auch auf kunstgewerblichem Gebiet Bedeutendes zu leisten vermag, so zeigt sich auch in der Ausstellung der kleinen Balkanvölker der Ehrgeiz, etwas aus sich zu machen. Serbien hat sich einen recht ansehnlichen Pavillon mit Vorhalle erbaut, über dessen Stil ich mir nicht ganz klar bin; eintige Teile erinnern an byzantinische und altvenetianische Formen, aber dazu paßt nicht der von den oberen Ecken abgeschragte viereckige Turmaufsatz; allem Anschein nach hat der Architekt seine Motive verschiedenen alten Bauten des serbischen Landes entnommen und aus ihnen einen neuen Stil zu komponieren versucht. Ausgestellt hat Serbien fast ausschließlich Bodenprodukte, die Industrie ist noch zu weit zurück, als daß sie sich mit jener der westeuropäischen Nationen im öffentlichen Wettstreit messen könnte, nur die Teppichweberei leistet Anerkennenswertes und Teppiche sind denn auch fast der einzige eigentliche Industrieartikel, den wir in der kleinen Halle finden; sonst enthält sie nur eine Sammlung von Gold-, Silber-, Kupfer- und Zinnoxyden, Proben von Getreide und Hülsenfrüchten, verschiedenen Holzarten, Leberforten, Weinen und von Tabakfabrikaten der serbischen Tabakregie. Zur Ergänzung hat man, um die Ausstellung reicher erscheinen zu lassen, in einem Nebenraum eine „ethnographische Abteilung“ hinzugefügt und zu diesem Zwecke das Belgrader Museum geplündert. Die wertvolle Sammlung enthält vornehmlich alte Kostüme, Goldstickereien, Schmucksachen und Waffen.

Montenegro hat sich ebenfalls einen Pavillon erbaut, aber in bescheideneren Dimensionen, in dem es ähnliche Produkte wie Serbien ausstellt: Mineralien und Holzarten, Weine, Tabakfabrikate, Waffen und Trachten. Ungarn will anscheinend beide noch übertrumpfen. Es hat sich einen riesigen viereckigen Kasten erbaut. Womit es ihn füllen wird, weiß ich nicht. Man beginnt erst mit dem Einräumen.

Kanada ist glänzend auf der Lütticher Ausstellung vertreten. Den von ihm errichteten großen, eine Bodenfläche von 1750 Quadratmeter bedeckenden Renaissancebau mit mächtigem viereckigen Portal-turm kann ich beim besten Willen, trotzdem ich ihn hier als eine „construction grandiose“ rühmend hörte, nicht schön finden, jedenfalls paßt er in die zierliche Parkgenieerie absolut nicht hinein, um so sehenswerter ist aber die Ausstellung, die er in sich birgt. Sie ist geradezu musterhaft arrangiert. Die Durchgänge sind breit und gestatten freien Ueberblick, die Ausstellungsobjekte sind, nach Fachgruppen geordnet, in großen hellen Seitennischen untergebracht, und jede Gruppe, meist sogar auch die einzelnen wichtigeren Erzeugnisse tragen ihre Bezeichnung in englischer und französischer Sprache, gewöhnlich unter Hinzufügung des Namens der ausstellenden Firma, des Produktionsortes, der erzeugten Menge usw. Jedem ist dadurch die Möglichkeit geboten, sich sofort schnell und sicher zu orientieren. Dem wirtschaftlichen Charakter des Landes entsprechend, überwiegen bei weitem die Bodenprodukte: Getreide, Hülsen- und Delfrüchte, teils roh, teils gemahlen oder zu Konserven und zum Genuß fertiger Präparate verarbeitet, ferner Holzarten aus den kanadischen Urwäldern, Bergwerksprodukte aus den kanadischen Minen etc. Das Sehenswerteste ist jedoch die Obstausstellung, die auf der rings um die innere Halle herumlaufenden breiten Galerie untergebracht ist. Eine Fülle des schönsten Kernobstes, besonders prächtiger Äpfel — jetzt im Juni. Alles sieht so frisch aus, als wäre es eben vom Baum gepflückt; tatsächlich stammt es jedoch aus dem vorigen Jahr und ist in großen Gefrierapparaten konserviert worden. Und gleich neben dem rohen Obst sehen wir seine Verarbeitung zu Dörrobst, eingedöckten Früchten, Gelees, Frucht-konserven etc. Außerdem finden wir in den unteren Räumen noch eine Sammlung von Vierfüßlern, Vögeln und Fischen der kanadischen Tierwelt, wie sie in gleicher Vollständigkeit kein zoologisches oder naturhistorisches Museum bieten dürfte, und eine Auswahl in Kanada fabrizierter landwirtschaftlicher Maschinen. Noch vor zwei Jahrzehnten bezog Kanada seine Maschinen und Geräte für den landwirtschaftlichen Betrieb fast ausschließlich aus den Vereinigten Staaten und aus England. Seitdem sind jedoch verschiedene Maschinenbauanstalten in Kanada entstanden, die sich speziell mit der Konstruktions landwirtschaftlicher Maschinen beschäftigen und in diesem Industriezweige, wie die in Lüttich ausgestellten Exemplare beweisen, bereits Vortreffliches leisten.

Die Kosten der Kolonialausstellung trägt Frankreich allein. Der belgische Kongostaat und Niederländisch-Indien haben es nicht der Mühe wert erachtet, die Ausstellung zu beschicken. Vertreten sind nur die französischen Kolonien in Asien und Afrika, und zwar durchweg mit einer reichlichen und sorgfältigen Auswahl ihrer Produkte. Das prächtigste der Kolonialgebäude ist das geräumige „Palais d'Afrique“, ein am großen Teich des Jardin d'Acclimatation gelegener stattlicher Pavillon im maurisch-marokkanischen Stil, wie es heißt, nach dem Modell einiger alten Moscheen der nördlichen Sahara konstruiert, der in seinen Räumen die Ausstellung der Landeserzeugnisse Madagaskars und der französischen Besitzungen am Kongo aufgenommen hat: Getreideproben, Wolle, Schaf- und Wastgeflechte, Mineralien und Holz, Elefantenzähne, Eisenbeinschnitzereien und Töpfergeschirre vom Kongo, Trachten und Waffen der madagassischen Hovas und der Kongo-Stämme. Kleiner, aber im Innern fast noch reicher ausgestattet ist der von langbärtigen Nubien bewachte „Algerische Pavillon“, ebenfalls im Moscheestil erbaut. Alles, was Algerien erzeugt und was von dort durch die französischen Handelsgesellschaften nach Europa ausgeführt wird, ist vertreten: Getreide, Wolle, Datteln und Feigen, Weine und Öle, Korl, Tabakfabrikate usw. Diesem landwirtschaftlichen Teil schließt sich in einem mit Fächerpalmen decorierten Raum eine nicht minder interessante ethnographische Sammlung von Waffen, alten Geweben und Teppichen, einheimischen Messingarbeiten und Schmuckgegenständen an. Gegenüber diesen beiden Ausstellungen tritt die tunesische und die in einer anamitischen Pagode untergebrachte indochinesische Ausstellung zurück, die ebenfalls in Bodenprodukten, vornehmlich schönen Holzern besteht.

Da an dem chinesischen Tempel noch gebaut wird, gehen wir nach dem Fragnée-Viertel zurück, um den landwirtschaftlichen Teil der Ausstellung in Augenschein zu nehmen. Der Weg führt an dem Palast der schönen Künste und an dem nach dem Modell des alten 1497 zerstörten Lütticher Rathauses erbauten Palast der alten Künste vorbei. Im erstgenannten Gebäude haben die Gemälde und Sculpturen der modernen Schulen, im zweiten die teils aus öffentlichen Galerien, teils aus Privatbesitz zusammengeholten Gemälde alter niederländischer Meister ein Unterkommen gefunden. Ueber sie zu referieren, halte ich mich nicht für befugt, und zudem würde selbst eine nur flüchtige Schilderung weit mehr Raum in Anspruch nehmen, als mir zur Verfügung steht.

Besonders sehenswert ist die landwirtschaftliche Abteilung der Lütticher Ausstellung heute gerade noch nicht, und es ist auch kaum anzunehmen, daß sie später Hervorragendes bieten wird. Im Park von Cointe sollen zwar in den nächsten Monaten eine ganze Reihe

von Blumen-, Gemüse-, Obst- und Forstausstellungen stattfinden, aber daß sie irgend welche Ueberraschungen bringen werden, ist nach den bisher bemerkbaren primitiven Vorkehrungen kaum zu erwarten. Vorläufig herrscht in der großen Halle, welche die Ausstellungsleitung für die belgische landwirtschaftliche Ausstellung im Fragnée-Viertel erbaut hat, noch jener Zustand, den die biblische Schöpfungs-sage mit dem Ausdruck „wüst und leer“ bezeichnet. Von Ausstellungsobjekten ist außer einigen Plänen von Gartenanlagen und einigen großen Palmen noch nichts zu sehen. Die Bau-tischler beherrschen noch völlig das Gebiet, und wer sich mit Reporterfühnheit in diese Region des Werdenden hinein-wagt, setzt sich der Gefahr aus, einige Blisse mit in Kauf nehmen zu müssen. Auch in dem für die landwirtschaftlichen Maschinen er-richteten offenen Seitengebäude sieht es noch recht trüblich aus. Einzelne belgische Firmen haben zwar schon ihre Lokomobilen, Pflüge, Dreschmaschinen hingestellt, doch irgend etwas, das sich über eine gute Mittelware erhebt, sucht man vergebens.

Der großen Ackerbauhalle gegenüber liegt der von den Lütticher Architekten Gasse und Soubre im Stil eines alten Block-Forsthauses errichtete Pavillon für die forstwirtschaftliche Ausstellung — kein großer, aber ein infolge seiner massiven Holzstruktur anheimelnder, fast kann man sagen gemüthlicher Bau mit einer schönen Sammlung von Geweißen, Holzarten, ausgestopften Tieren der belgischen Wald-fauna und vier kleineren Dioramen, die einen Fuchs- und Dachs-bau, eine Wildsau mit Frischlingen und eine von Strandvögeln be-lebte Dünenpartie darstellen. Neben dem Pavillon hat man eine Art Forstgarten angelegt, eine Anpflanzung der in den belgischen Forsten heimischen Baumarten.

Außer Belgien hat auch Frankreich eine geräumige Halle für seine Landwirtschaft errichtet, die aber fast ausschließlich landwirt-schaftliche Maschinen- und Gerätschaften enthält. Besonders reich-haltig sind die Reitereimaschinen vertreten, die man in allen Größen und Formen vorfindet, darunter die vorzüglichsten Fabrikate der Firma A. Sanlin-Paris, ferner Pflüge verschiedener Systeme, Um-schauler, Garbenbindemaschinen, Dresch- und Mahlmäshinen, Loko-mobile und Petroleummotore für landwirtschaftliche Betriebe, Frucht-pressen, Gartengeräte usw. Die Erzeugnisse landwirtschaftlicher Produktion hat man in die am Durtheuser errichtete Halle für Lebensmittel verwiesen. Ihren vorderen Teil hat der französische Weinbau in Beschlag genommen. Zu hohen Pyramiden und hübschen Pavillons aufgetürmt, findet man hier ein großes Flaschenlager der auslesensten Weinsorten, über deren Qualitäten ich allerdings zu meinem Bedauern nichts zu bekunden vermag, da sie nicht zum Ausschank gelangen und meine Mittel überdies nicht zu dergleichen luxuriösen Genüssen ausreichen. Einige französische Weinsorten haben zwar in geschäftlicher Spekulation auf den durch das Anschauen der vielen gefüllten Flaschen gereizten Durst der Besucher kleine Trinkhallen und „feuchte Eden“ eingerichtet, die recht flott aufgesucht werden; aber die dort zum Ausschank gelangenden Weine sind nur ordinäre Sorten für gewöhnliche Sterbliche, pro Glas 20—30 Centimes, nichts für Hypothekendarrektoren oder Kommerzienrätliche Vantrotteure. An die Weinausstellung schließt sich eine reichhaltige Ausstellung von französischen Likören, Weinpressen, Destillationsapparaten und sonstigen für die Likör- und Weinzubereitung benutzten Maschinen, ferner eine Anzahl Modelle und Abbildungen großer Weinlager, unter anderen das große Modell der Lagerräume des Weinhandlersyndikats der Champagne. Im mittleren Teil der Halle finden wir als weitere Proben der französischen Lebensmittelproduktion Getreide und Mühlenprodukte aller Art, Nudeln, Zucker, Cakes und Gebäde, Schokoladen, Konfitüren, eingemachte Früchte usw., während der hintere Teil zur Aufnahme der französischen Fischerei-Ausstellung bestimmt ist. Vorläufig habe ich dort jedoch nichts gefunden als einige Taucheranzüge und Fischergeräte; das andere soll erst noch kommen.

Der Rundgang ist beendet, zur rechten Zeit; denn die Hallen werden geschlossen. Aus ihnen ergießt sich ein Menschenstrom nach den zahlreichen Restaurants, während zugleich aus Lüttich ein neuer Zufluß von Abonmenten erfolgt. Die Geschäfte sind geschlossen worden, und die darin so lange festgehaltene junge Welt beiderlei Geschlechts gedenkt den schönen Sommerabend zu benutzen, um sich noch einige Stunden zu amüsieren. In den Häusern am gegen-überliegenden Maasufer tauchen bereits einzelne Lichter auf. Auch in der Ausstellung entzünden sich die großen Vogenlampen, und jetzt erstrahlt der hohe Bohrturm der Internationalen Vöhrgeellschaft im Glanz der an ihm angebrachten Glühlichter. Im Parkteil der Ausstellung wird es stiller, nur vor den Restaurants sitzt vernügf schwagend die Menge und trinkt zu den klagenden Geigenklängen und dem Gejauchzer der Tiroler ein Glas „Munich“ nach dem anderen. Um so heiteres Kreiben entwickelt sich im Burstelprater. Aus allen Restaurants und Weinschänken er-lingt Musik und Gesang — deutsche, französische, italienische, spanische Lieder, alles bunt durcheinander, dazwischen das Geklapper der Kastagnetten und die sehnächtigen Geigenklänge der Zigeunerkapelle, immer wieder übertönt von dem aus „Hochbahren“ herüberdringenden tollen Gejodel. Auf der Maas und Durthe lassen sich in den mit Lampions geschmückten Gondeln alte und junge Liebespärchen umherfahren und singen sentimentale und patriotische Lieder dazu. Ueberall Gesang und Lachen. Jung-Lüttich amüsiert sich. —

## Kleines feuilleton.

**hl. Malerstreiche.** Maler sind immer ein lustiges Völkchen gewesen und die Atelierswitze und Scherze ziehen sich wie ein lustiges Motiv durch das Leben der Künstler und bilden einen bezeichnenden Hintergrund für die Werke der Lust und des Rauhes, die aus einem tollen, von Humor und Lachen durchfluteten Milieu geboren wurden. Der feine Kenner der Renaissance Emile Gebhardt zeigt in einem feindseligen Aufsatz an einigen Maleraneddoten den Geist überhäufiger Kraft und übermühtiger Raune, der in den Ateliers von jeher geherrscht hat. In der Malerwerkstatt des hochmütigen und grämlichen Cimabue freilich mag nicht allzu viel Vergnügtheit heimisch gewesen sein, dafür wird aber in Giotto's Atelier ein höchst amüsanter, ironisch scharfer Ton geherrscht haben, der noch aus des Boccaccio's Erzählungen zu uns herdringt. Hat der ernste und tief empfindende Meister der Fresken vom Leben des hl. Franz, der Freund Dantes, wohl hier und da eine spöttische Bemerkung, ein fantastisches Wort nicht unterdrückt, so ist doch der eigentliche Spasmacher und Kobold dieses Kreises, der Held einer ganzen Reihe Boccaccio'scher Geschichten, der alle Buffalmaco, der Ahnherr aller Taugenichtse unter den Farbenreibern. Er wollte gern lange bis in den Tag hinein schlafen, und sein Lehrherr, der alte Andrea Tafi, stand sehr früh auf und trieb den saulen Lehrling von dem Lager. Da beschloß sich Buffalmaco zu rächen und ersann einen feinen Plan. Als eines Nachts der Meister schlafen gegangen war, ließ er etwa 30 Hirschkäfer ins Zimmer, von denen jeder ein kleines Licht auf dem Rücken trug. Tafi sieht die Flämmchen um sich schwirren, er glaubt sich gezwängt und gestochen, er meint, die Hölle sei losgelassen, und die Teufelchen oder armen Seelen kämen, um ihn zu holen. In furchtbarer Angst vor dem Höllentanz, zitternd und schwitzend kriecht er unter die Decken und verbringt eine jämmerliche Nacht. Am anderen Tage läßt er den Priester holen, der die Geister beschwören und sie mit geweihtem Wasser vertreiben soll. Doch das hilft nichts, die unheimlichen Geister kehren wieder. Tafi ist halb wahnsinnig vor Aufregung. Da läßt Buffalmaco ganz gelegentlich die Bemerkung einfließen, daß die Dämonia nur nachts über die Menschen Nacht höllen, nicht am Tage, und daß der Meister, wenn er des vormittags schlief, wohl Ruhe haben würde. Das leuchtet Meister und Priester ein und der Lehrling kann nun schlafen, so lang er will. — Botticelli hatte in seinem Atelier unter dem Lärm, den ein Nachbar mit seinem Handwerk verursachte, zu leiden. Er ließ auf die an das andere Haus stoßende Mauer seines Daches einen gewaltigen Stein so schräg aufstellen, daß er bei der geringsten Erschütterung auf das Dach des Nachbarn hereinstürzen und dort schweren Schaden anrichten mußte. Der Handwerker protestierte entrüstet, aber Botticelli erwiderte, daß er mit seiner Mauer machen könne, was er wolle, und der Nachbar kapituliert. Ueberhaupt war der mythische Maler seliger Frauenbilder ein schrullhafter und fast bössartiger Mensch, und ebenso wie Piero di Cosimo, in dessen Hirn Visionen heiter antiken Seins lebten, führte er ein absonderliches, an seltsamen, fast grotesken Späßen und toller Maskeraden reiches Leben. Rauber und gutmütiger waren die Streiche Basso's della Penna, der einst zu Bologna 50 Mark in lauter Silberpfennigen gewann. Er trifft eines Tages eine Anzahl junger Bogenschützen in einer Taberne und schlägt ihnen eine lustige kleine Lotterie vor: jeder soll einen Silberpfennig auf den Tisch legen, und auf dessen Geldstück sich zuerst eine Fliege setzt, der hat den ganzen Einsatz gewonnen. Zwanzigmal begünstigte die Fliege Basso's Geldstück, und er gewann den armen wütenden Schützen das ganze Geld ab. Am nächsten Tage klärte er das Geheimnis seines Glückes auf: der Pfiffikus hatte eine teigige Birne in der Tasche und jedesmal, wenn er ein Geldstück herausnahm, berührte er damit die Birne, wodurch dann eine starke Anziehungskraft auf die Fliegen ausgeübt wurde. —

**Die Wirkung des Radiums in den Mineralwässern.** Raun war bekannt, daß die Mineralwässer mehr oder weniger radioaktiv sind, als auch schon die Wabeverwaltungen ihre Quellen auf Radium untersuchen ließen und die gefundenen Zahlen zur Beklamme benutzten. — Niemand kümmerte sich aber darum, ob diese Radioaktivität überhaupt einen Einfluß auf die Gesundheit der Badegäste habe. Es ist deshalb zu begrüßen, daß wenigstens nachträglich ein solcher Einfluß festgestellt wurde.

Vergell und Vidal berichteten auf dem Kongreß für innere Medizin über experimentelle Untersuchungen betreffend die physiologische Bedeutung der Radioaktivität der Mineralwässer. Bekanntlich verschwindet bei Mineralwässern die Radiumemanation bald nach der Entnahme der Wässer aus der Quelle. So fehlt den exportierten Mineralwässern die Radioaktivität vollständig. Nach einem besonderen Verfahren ist es möglich, jedem beliebigen Mineralwasser an beliebigem Orte Radiumemanation wieder künstlich zuzusetzen und so dem Wasser die verlorenen Eigenschaften wiederzugeben. Bei Untersuchungen über den Einfluß des emanationsfreien und emanationshaltigen Wiesbadener Kochbrunnenwassers auf die Magenverdauung stellte sich heraus, daß durch die Radiumemanation der die Eitweißverdauung hemmende Einfluß der Kochsalzthermen mehr oder weniger wieder aufgehoben wird und daß die Emanation eine Aktivierung des verdauenden Prinzipis, des Pepsins, herbeiführt. Das gilt ebensowohl für das Wasser, das seine natürliche Radioaktivität noch besitzt, wie auch für dasjenige, dem Radiumemanation künstlich zugelegt wurde. Damit erklärt sich vielleicht, warum

Mineralwässer an Ort und Stelle getrunken meist eine viel günstigere Wirkung haben als zu Hause. Die Untersuchung weist aber darauf hin, wie den abgefüllten Mineralwässern eine ähnliche Wirkung gegeben werden kann wie den natürlichen direkt an der Quelle: indem man die verloren gegangene Radioaktivität durch Bestrahlung wieder herstellt. Im Anschluß hieran ist eine Mitteilung Englers interessant, die dieser auf der Jahresversammlung der „Röntgen-Gesellschaft“ machte. Engler untersuchte die Baden-Badener Mineralquellen auf ihre Radioaktivität und fand die höchste Radioaktivität bei einer Quelle, die heute fast unbenutzt ist, von den Römern aber am höchsten geschätzt war wegen ihrer Heilwirkung; bei ihr befinden sich Reste großartiger römischer Bade-Anlagen. („Umschau.“)

### Technisches.

**ar. Schmutzammel sieve für Wasserleitungsaussgüsse.** Die kleinen Ausfließöffnungen in den gubeisernen Ausgüssen von Wasserleitungen werden sehr leicht durch Schmutz und dergleichen verstopft, so daß ein schädliches Ueberlaufen des Ausgusses nicht zu den Seltenheiten gehört. Auch die Reinigung des Ausgusses ist zeitraubend und un bequem. Man hat, um diesen Uebelständen abzuhelfen, Einsatze erdacht, welche in ihren bisherigen Ausführungen durch Herausheben des Siebes zwar eine schnelle Reinigung des Ausgusses ermöglichten, aber eine gelegentliche Verstopfung doch nicht unbedingt sicher vermieden, wenn sie überhaupt diesem Zwecke dienen sollten. Das Sieb kennzeichnet sich in der Hauptsache durch einen konischen nach oben hervorragenden durchlöcherten Boden, dessen Löcher nicht so leicht wie die bei Einsatzen mit flachen Boden durch Schmutz verstopft werden können. Sollten aber selbst die Bodenlöcher verstopft werden, so kann immer noch Wasser durch Lochreihen abfließen, welche in den Seitenwänden des Sammel siebes über der höchsten Erhöhung des Bodens liegend angebracht sind. Das Sieb, welches aus Zinn oder verzinnem Kupfer verfertigt wird, kann mittels zweier innen angebrachter Haken bequem aus dem Ausguss gehoben werden. —

### Humoristisches.

— **Prokennummer. Bankier (zu seiner Gattin):** „Mangelhafte Einrichtung das, auf den Bahnhöfen: sobald mer aus dem Zug heraus ist, steht niemand mehr, daß mer gefahren ist erster Klasse.“ —

— **Die Hauptsache. Fremder:** „Wird denn das Denmal heute nicht enthüllt?“

— **Einheimischer:** „Ne, die Ansichtsarten sind nicht fertig geworden!“ —

— **Indirekter Erfolg. Fabrikant:** „Wie können Sie behaupten, daß mein Entfettungstee Schwindel sei? Sie haben doch jede Woche zwei Pfund abgenommen!“

— **Dicklobiger:** „Ja, aus Aerger, weil das Zeug nicht hilft!“ — („Meggendorfer Blätter.“)

### Notizen.

— **Leo Tolstoi** läßt demnächst ein neues Buch erscheinen. Es heißt: „Die große Sünde“ und behandelt „die geschichtliche Berufung des russischen Volkes“. —

— **Ein „Kunsterziehungstag“** — der dritte — wird vom 13.—15. Oktober in Hamburg tagen. —

— **„Die Andere“**, ein neues modernes Drama von Hermann Bahr, soll in der nächsten Spielzeit in Berlin aufgeführt werden. —

— **Die Morwig-Oper** im Schiller-Theater O. beginnt ihre billigen Vorstellungen am nächsten Sonnabend mit Beethovens „Fidelio“. —

— **Angengrubers Schauspiel:** „Das vierte Gebot“ ist ins Französische übertragen worden. Es solle im Théâtre Molière zu Paris aufgeführt werden. — Gelingt der Versuch, werden auch die „Kreuzelschreiber“ übersezt. —

— **Das Theater des Westens** hat ein Musikdrama „Tief-land“ zur Aufführung angenommen; auch eine Operette: „Der Göttergatte“ von Franz Lehar. —

— **Eine große deutsche Pastell-Ausstellung** will der Verein Berliner Künstler zum Oktober im Künstlerhaus eröffnen. —

— **Tizians berühmtes Porträt** des Pietro Aretino aus dem Jahre 1545 soll plötzlich bei einem Londoner Bildhändler aufgetaucht sein. —

— **52 Bilder** der Tweedmouth-Sammlung brachten auf einer Londoner Kunstauktion 990 972 M. Sieben Bilder von Raeburn erzielten allein 400 000 M. —

— **Der italienische Dichter Gabriele d'Annunzio** hat eine Wadewassereffenz zur Parfümierung von Wädern erfunden. —